

Rosen inmitten von Ruinen

Marc-Christoph Wagner

„Ob es das christliche Europa war“, schreibt Karl-Markus Gauß am Ende seines 1997 erschienenen Buches *Das Europäische Alphabet* „oder das Europa der Währungsunion sein wird, stets hat ein Teil Europas sich für das Ganze gesetzt und ein anderes abgewiesen – in einen Orient des Heidentums, ein ewiges Asien der Rückständigkeit. Die Grenzen, die Europa zog, den eigenen Kontinent weiter oder enger zu fassen, mochten ihren Verlauf verändern, gleich blieb, dass es sie gab und dass sie immer mitten durch Europa schnitten und so die einen Europäer zu Europäern, die anderen Europäer zu Barbaren machten. Auch heute ist es eine eigenartige, ja rätselhafte Sache mit diesem Europa, geschieht hier das Gegensätzliche doch stets zugleich: Europa wächst und schrumpft im selben Augenblick, es dehnt sich aus zu nie gekannter Größe und wird dabei doch immer kleiner. Gebiete, die seit Menschengedenken in glückseliger und stumpfsinniger Abgeschlossenheit für sich gelebt haben, werden angeschlossen ans Zentrum, erfasst vom Sog der Modernisierung, mit den Metropolen verbunden; ganze Völker hingegen, die seit je in Europa siedelten, sehen sich im selben historischen Moment des eigenen Kontinents verwiesen und, mit dem Abgangsurteil fehlender Europareife versehen, in eine unwandelbare, außereuropäische Barbarei verbannt.“

Namen, die keiner mehr nennt – so lautet der Titel eines anderen Buches, das Marion Gräfin Dönhof bereits in den sechzi-

ger Jahren publizierte. Es ist ein Abschied – ein Abschied von ihrer ostpreußischen Heimat, der Landschaft und den Menschen, der Natur und dem Gefühl der Geborgenheit, das die Jugend prägte. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes gingen diese wie andere zu Deutschland gehörende Provinzen verloren; mehr noch, sie gingen in Flammen auf: Flucht, Plünderung, Vertreibung und das, was schlimmer war, setzten ein. Die Menschen, die hier lebten, waren die Ersten, die für die deutschen Gräueltaten in Osteuropa zu büßen hatten. Das Schicksal der Flüchtlinge an Bord der „Wilhelm Gustloff“, das Günter Grass in seiner jüngst veröffentlichten Novelle *Im Krebsgang* thematisiert, mag ein Beispiel, und gewiss ein herausragendes, für die Geschehnisse dieser Wochen und Monate sein; doch es ist eines unter vielen. Schnell aber senkte sich über all dies der Mantel des Schweigens. Es war, wie es war; gerade in Deutschland hatte niemand ein Recht zu klagen; und wer hatte sonst ein Interesse? Was blieb, war der Blick nach vorn, nicht zuletzt aufgrund realpolitischer Erwägungen. Der Eiserner Vorhang trennte fortan nicht allein Ost und West, sondern Vergangenheit und Zukunft. Hinter ihm verschwand alles in einem einheitlichen Grau beziehungsweise realsozialistischen Rot.

Erst der Fall der Berliner Mauer im November 1989 sollte den Blick gen Osten erneut eröffnen. Nicht im revisionistisch-nationalen Sinne. Bundesregierung, Op-

position und die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung betrachteten die deutsche Wiedervereinigung und europäische Integration als zwei Seiten einer Medaille. Kaum jemand wollte das Rad der Geschichte ernsthaft zurückdrehen, die Grenze im Osten gar erneut verschieben. Was der Systemgegensatz zuvor verbarg, wurde nun sichtbar – Unterschiede, Nuancen. Aus Block- und Paktstaaten wurden wieder Nationen mit einem Schicksal, einer Geschichte. Diese hörte, wie es der amerikanische Politologe Francis Fukuyama überspitzt formulierte, nicht auf; sie kehrte zurück. Kurzum: Europa entdeckte sich neu, Namen wurden wieder genannt: „Die große europäische Umwälzung hat die Namen, die wir fast schon dabei waren zu vergessen, wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Auf die Landkarte des neuen Europa sind Namen zurückgekehrt, die versunken, vergessen, außer Verkehr gezogen waren. Das Jahr 1989 hat das ganze Koordinatensystem der geteilten Welt zum Einsturz gebracht und die Landkarte neu gezeichnet. Das mittlere und östliche Europa ist in unseren Horizont zurückgekehrt und damit auch eine Region, mit der die Deutschen über Jahrhunderte hin aufs Engste verknüpft gewesen sind.“ Als die Wiederkehr des Raumes bezeichnet Karl Schlögel dieses Phänomen an einer anderen Stelle.

Wiederkehr des Raumes?

Die Renaissance der Nation aber belebte bekanntermaßen auch den Nationalismus. Der Jubel über die wiedergewonnene Freiheit war kaum verklungen, da zeigte er seine hässliche Fratze – auf dem Balkan, aber nicht nur dort. Die Geschichte kehrte zurück und mit ihr Krieg, Leid und Tod. Kaum hatte man sich in Europa der alten Namen erinnert, kamen neue hinzu: „Immer neue Orte, von denen wir bis dahin nicht wussten, tauchen auf: Erst war es Vukovar, dann Sarajevo, heute Prishtina und Novi Sad und mor-

gen noch andere. Wir machen uns mit der Topografie des Amselfeldes vertraut, wir wissen, wie viele Donaubrücken Novi Sad hat und wo die Privatresidenz von Milosevic in Belgrad liegt. Jetzt, wo es zu spät ist, fangen wir an, Karten zu lesen: das Geländere relief, noch passierbare Passstraßen, unzugängliche Täler, strategische Punkte, Brücken und Eisenbahnlinien. Wir lernen in Crashkursen, dass es neben politischen Grenzen auch kulturelle gibt, die sich nicht unbedingt mit jenen decken müssen, und dass es ethnische Landkarten gibt, auf denen eingeschrieben ist, wer bleiben darf und wer weg muss. Wir sind dabei, wie Geschichte verfertigt und die Karte Europas neu gezeichnet wird – am lebendigen Objekt.“ Der Ost-West-Konflikt war zu Ende, die Nachkriegszeit hingegen noch nicht. Der Beginn des 20. Jahrhunderts kehrte an dessen Ende noch einmal zurück.

Die Wiederkehr des Raumes? Was auf den Großteil der europäischen Öffentlichkeit zutreffen dürfte, hat für Karl Schlögel selbst, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder, nie gegolten. Bereits während seines Studiums lebte der 1948 geborene und in einem schwäbischen Dorf Aufgewachsene in Moskau und Leningrad/Sankt Petersburg, bereiste die Städte und Landschaften Osteuropas und widmete sich den Menschen – in Kneipen, Zügen, Kirchen, wo immer sich die Gelegenheit ergab. Mit anderen Worten: Die Welt hinter dem Eisernen Vorhang war für Schlögel schon vor 1989 eine Art Refugium. Hier ging er auf Spurensuche und Entdeckungsreise. Dabei war die Entfernung, oder besser: die Weite des Raumes, für ihn nie nur ein lästiges Hindernis, welches es hinzunehmen galt; es war eine zentrale Kategorie, durch die sich Osteuropa, politisch wie ökonomisch, gesellschaftlich wie kulturell, verstehen ließ: „An der großen Grenze erfuhr man räumlich, dass Eu-

ropa nicht nur aus EG-Europa bestand, sondern dass dort, wo die bekannte Welt endete, eine andere, die wir nicht kannten, erst begann. Hier stieg man um, fast in einem buchstäblichen Sinn: aus der homogenen Zeit der transatlantischen Welt mit ihren Airports, Transiträumen, facilities, die überall die gleichen waren, in eine Welt, in der es diese nicht gab. Verschwinden des Raumes! Das soll jemand sagen, wenn man im Zug achtundvierzig Stunden oder drei Tage und Nächte durch Russland rollt und sich überlegt, wie man die Zeit bis zur Ankunft methodisch kleinarbeitet. Hier konnte man die Gewissheit gewinnen, dass, wer diese Zeit und diesen Raum missachtet, scheitern wird. Diese Raum- und Zeiterfahrung ist grundlegend, und ohne sie lässt sich gar nichts verstehen: nichts von der Ohnmacht auch des totalen Staates, nichts von den Enklaven der Kultur, die Wunder bewirken können und doch keine Chance haben gegen die Weite des Raumes, nichts von Reformprozessen, die nicht stattfinden können, solange es kein Subjekt gibt, das solche Räume überwinden könnte.“

Verbindung von Nähe und Distanz

Diesen im Bewusstsein des Westens so lange vernachlässigten und zu kurz gekommenen Teil Europas sucht Schlögel dem Leser näher zu bringen. In den in Promenade in Jalta und andere Städtebilder gesammelten Aufsätzen lässt er ihn teilhaben – an Geschichte und Gegenwart, aber auch der eigenen Neugier und Begeisterung. Vom Potsdamer Platz im Zentrum Berlins, dem Frankfurter Tor und Bahnhof Lichtenberg geht es nach Breslau, Lemberg, Czernowitz und Lodz; von Riga, Wilna, Königsberg und der Kurischen Nehrung bis nach Moskau, Jalta, Odessa, Wladiwostok gar. Schlögels Blick entreißt Altes der Vergessenheit und bringt Neues hervor; in Städten, Gebäuden und Landschaften findet er, wonach

andere in Archiven suchen. Seine Porträts verbinden Nähe und Distanz: Sie sind feinfühlig, dabei analytisch scharf; melancholisch und gleichzeitig voller Zuversicht; kritisch und doch durchzogen von Bewunderung und Respekt für die Menschen, ihre Geschichte und ihr Schicksal.

Doch: Folgte auf 1989 nicht schnell erneut Ernüchterung? Desinteresse gar? Ist der Ost-West-Gegensatz nicht nach wie vor präsent? Zeigt nicht gerade die anhaltende Diskussion um die EU-Osterweiterung, dass es das zweigeteilte Europa nach wie vor gibt? Dass auch die Horizonte sich nicht wesentlich erweitert haben? Auch Schlögel beschäftigen diese Fragen. Besser als andere weiß er, dass das allgemeine Interesse an seinem Thema auf Grenzen stößt. Der Limes verläuft, oder genauer: fließt, vor seinem Fenster. Weniger als einhundert Kilometer vom Zentrum der deutschen Hauptstadt Berlin entfernt liegt eine Welt, die den Weg in das öffentliche Bewusstsein auch im Jahr dreizehn nach dem Fall der Mauer noch nicht gefunden hat. Von der Oder als Grenzfluss, der Europa trennt, zur Oder als einem Strom, der nach Europa führt, heißt es unter der Überschrift „Oder, Strom zwischen den Zeiten“, ist es noch weit entfernt. Selbst das so genannte Jahrhunderthochwasser von 1997 mit den allabendlichen Berichten und Sondersendungen habe daran nichts geändert. „So viel durch Unglück erzeugte Prominenz konnte den Eindruck erwecken, als habe die Oder ihren Platz auf der inneren Landkarte der Deutschen endlich gefunden. Für einen Augenblick war die Oder zum mitteleuropäischen Dreiländerstrom geworden, und für einen Augenblick schien es so, als sei nun klar, dass Europa kurz hinter Berlin nicht zu Ende ist, sondern nur übergeht in ein anderes.“ Doch wie gesagt: Nur für einen Augenblick. Auch zu Beginn des neuen Jahrtausends ist die Last der Geschichte nicht geschwunden, sind ihre Spuren überall zu

sehen – klar und deutlich: „An der Oder laufen immer noch viele Straßen ins Aus. Stümpfe gesprengter Brücken ragen noch immer aus dem Wasser und den Uferböschungen. Die Oder war 1945 zur Demarkationslinie geworden, die Städte und Landschaften teilte. Die Natur kehrte an den Strom zurück, von dem sie durch Arbeit und Industrie in Jahrhunderten verdrängt worden war. So gleitet heute der Dampfer, der selten genug gechartert wird, durch eine Landschaft, die es sonst nur noch im östlichen Europa gibt, an der Weichsel, an der Memel – oder am Amazonas. Reiher, Kraniche, Seeadler und anderes seltenes Getier tummeln sich in trauter Nähe. Aber wir haben vor uns nicht reine Natur. Das Paradies ist neueren Datums. Voraussetzung der neuen Wildnis war die Verödung durch geschichtliche Katastrophen. Der Vormarsch der Natur folgte dem Rückzug der Menschen.“ Die Idylle trägt.

Es sind Einsichten und Reflexionen wie diese, die Schlögel's Buch seine Tiefe, man möchte sagen seine Fulminanz verleihen. Ein Werk über den europäischen Osten, hat es doch den gesamten Kontinent stets vor Augen. Gewiss, das Jahr 1989 war ein Einschnitt, das Ende einer Epoche. Aber es war eben auch ein Beginn, eine Chance, die zu nutzen nach wie vor im Raume steht. So gesehen gilt für ganz Europa, was Schlögel an einer Stelle mit Blick auf die ehemaligen deutschen Provinzen im Osten formuliert: „Die Auflösung der Nachkriegskonstellation der geteilten Welt hat endlich unglückliche Konjunktionen aufgelöst. Jene, die ihre Heimat verloren haben, dürfen trauern, ohne sich dem Verdacht auszusetzen. Es ist nicht revisionistisch, an die verlorene Heimat zu denken. Es hat mit Revanchismus nichts zu tun, wenn man die große zivilisatorische Leistung sieht, die der alte deutsche Osten auch war. Der Nationalsozialismus hat die gesamte Geschichte davor mit sich in den Abgrund

gerissen und unter Verdacht gestellt. Diese Geschichte freizulegen, unter den Trümmern zu bergen, sie zu erzählen und sie als ganze Geschichte jenseits von Aufrechnung und Rechthaberei zu erzählen – das wäre die Aufgabe. Einer Wiederentdeckung der Geschichte und Kultur des ehemaligen deutschen Ostens, die jede irredentische oder revisionistische Potenz verloren hat, steht nichts mehr im Wege. Aber das bedeutet nicht, dass sie einfach zu haben ist.“ Erst wenn die Geschichte des Ostens erzählt und gewürdigt ist, die Namen genannt und bekannt sind, wird die Teilung des Kontinentes überwunden werden können. Erst dann, wenn beide Teilgeschichten zu einer ganzen sich fügen, kann die Zukunft Europas beginnen.

Vergessenes Masuren

Einer, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, zumindest einen Teil der vergessenen Geschichte zu erzählen, ist Andreas Kossert. In seinem Buch *Masuren*. Ostpreußens vergessener Süden widmet sich der 1970 geborene promovierte Historiker, tätig am Deutschen Historischen Institut in Warschau, genau jenem Teil Europas, den Marion Gräfin Dönhof am Ende des Zweiten Weltkriegs verließ und in dem mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes ein mehr als siebenhundertjähriger Abschnitt deutscher Geschichte zu Ende ging. Kosserts Buch liest sich leicht wie eine Novelle und ist doch auf jeder Seite reich an Einsicht und Wissen. Wie Schlögel hat auch er ein seltenes, ein großartiges Buch geschrieben, das eine Region Europas dem Vergessen und der Trivialisierung entreißt.

Just hierin lag für Kossert der Grund, sich auf Spurensuche zu begeben und die Geschichte Masurens zu erforschen. Denn obwohl aufgrund ihrer landschaftlichen Reize eine der am häufigsten besuchten Gegenden Polens, sei „seine Geschichte und die ehemaligen Bewohner

dieser Grenzregion, die einst wie kaum eine andere Bindeglied zwischen polnischer und deutscher Kultur war“, heute vergessen. Oder, wie es der in Masuren geborene und aufgewachsene Schriftsteller Siegfried Lenz einmal formulierte: „Meine Heimat lag sozusagen im Rücken der Geschichte; sie hat keine berühmten Physiker hervorgebracht, keine Rollschuhmeister oder Präsidenten; was hier vielmehr gefunden wurde, war das unscheinbare Gold der menschlichen Gesellschaft: Holzarbeiter und Bauern, Fischer, Deputatarbeiter, kleine Handwerker und Besenbinder. Gleichgültig und geduldig lebten sie ihre Tage, und wenn sie bei uns miteinander sprachen, so erzählten sie von uralten Neuigkeiten, von der Schafschur und vom Torfstechen, vom Vollmond und seinem Einfluss auf die neuen Kartoffeln, vom Borkenkäfer und von der Liebe.“ Seit 1945 aber wussten nur wenige, sich selbst daran zu erinnern.

Kosserts Buch vermittelt einen Überblick über die gesamte Geschichte Masurens, soweit diese sich anhand schriftlicher Quellen rekonstruieren lässt. Es setzt ein mit den Anfängen der preußischen Besiedlung im 13. Jahrhundert, geht über den Ordensstaat und die Herrschaft des preußischen Königshauses bis hin zur Germanisierung und wirtschaftlichen Erschließung am Ende des 19. Jahrhunderts. Besonderes Gewicht aber legt Kossert auf die Geschehnisse des 20. Jahrhunderts, das Höhen und Tiefen vereinte wie kein anderes. Wie ein roter Faden zieht sich das Verhältnis zwischen polnischsprachiger und deutschsprachiger Bevölkerung durch das Buch, zwischen Polonisierung auf der einen, Germanisierung auf der anderen Seite.

Zäsur des Ersten Weltkrieges

Auch oder gerade diesbezüglich führte das 20. Jahrhundert zu einer Dynamisierung der Ereignisse. Noch während des

Ersten Weltkrieges war ein verbreitetes Gefühl unter vielen Masuren, Bürger zweiter Klasse zu sein. „Niemand hatte sie geliebt. Sie waren nicht viel mehr als Vieh in den Ställen des Reiches gewesen. Im Frieden hatten sie ihre Arbeit und ihre Steuern gegeben, und im Krieg hatten sie ihre Söhne gegeben. Die großen Reden und Aufrufe dachten auch an sie und vergaßen sie nicht, aber das Herz hatte keinen Teil daran. Sie waren Waisenkinder und trugen alle das gleiche graue Kleid.“

Und dennoch bedeutete gerade der Erste Weltkrieg, vor allem die Schlacht von Tannenberg, eine Zäsur. Ganz unmittelbar verknüpfte sie das Schicksal Masurens mit dem des Deutschen Reiches, vielen Menschen gab sie das Gefühl, nicht mehr nur Teil einer fernen Peripherie zu sein: „Unauflöslich sahen sie sich nun in Freud und Leid mit der deutschen Nation und mit dem Schicksal des Reiches verbunden. Die letzten Reste des vernationalen preußischen Bewusstseins fielen nun dem gesamtdeutschen Patriotismus zum Opfer. Der zügige Wiederaufbau – finanziert durch den Staat und private Spenden – trug zur Beschleunigung dieser Entwicklung bei. Je mehr alte masurische Holzhäuser modernen Massivbauten wichen und der technische Fortschritt Einzug hielt, desto mehr empfand sich Masuren in der Schuld Deutschlands, obwohl dieses Deutschland doch den Krieg gebracht hatte. Euphorisch feierte das Grenzland in Paul von Hindenburg den Helden von Tannenberg und den Retter Ostpreußens. Masurens Schicksal war zu einem deutschen geworden.“

Dieser Prozess setzte sich in der Zwischenkriegszeit fort. Hatte es noch Zweifel am Zugehörigkeitsgefühl der Masuren gegeben, wurden diese in einem Referendum 1920 endgültig beseitigt. 99,32 Prozent der Bevölkerung stimmten für einen Verbleib unter ostpreußischer, sprich: deutscher Verwaltung; nur 0,68

Prozent befürworteten den Anschluss an Polen. „Masuren bleibt deutsch“, war auf Plakaten vielerorts zu lesen. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der zwanziger und dreißiger Jahre verfestigte sich dieses Gefühl. „Die Not der Arbeiter und Bauern verschwand. Unverschuldete Unglücksfälle in der Landwirtschaft wurden durch Beihilfen gemildert. Unter den Arbeitern gab es keine Arbeitslosen.“ Gerade die Jahre 1933 bis 1939, Ironie der Geschichte, erlebten die meisten Masuren als eine Zeit permanenten Aufschwungs. „Das Land, ihre Heimat, gedieh, und sie selbst schienen in dem Staat, in dem sie lebten, keine missachteten Außenseiter mehr zu sein.“ Die Folgen dieser Entwicklung waren eindeutig: „Was hundert Jahre Germanisierungspolitik nicht vermocht hatten, gelang durch die wirtschaftliche Blüte in kürzester Zeit: Als Synonym für deutsche Werte, die bei den Masuren schon immer viel gegolten hatten, breiteten sich die deutsche Sprache und Kultur nun mit einer Schnelligkeit aus, die man bis dahin nicht für möglich gehalten hätte.“

Brutale Verfolgung

Weit allerdings konnte diese Entwicklung nicht gedeihen. Trotz aller Zuwendung des nationalsozialistischen Regimes, trotz der Eröffnung von Heimatmuseen sowie der Erforschung beziehungsweise Umdeutung der masurischen Geschichte konnten die Ideologen ihre Skepsis auf Dauer nicht verbergen, „blieben sie intern doch bei der Auffassung, dass die Masuren slawischer Abstammung und daher politisch und völkisch unzuverlässig seien“.

Die Konsequenz ließ nicht lange auf sich warten. Kultur und Sprache der Masuren wurden nach und nach gänzlich verboten; neben dem jüdischen Teil der Bevölkerung wurde auch der polnischsprachige brutal verfolgt. Der Völkermord ging auch an Masuren nicht vorbei.

Mit dem Ende des Krieges allerdings waren Gewalt und Schrecken für die Bevölkerung noch nicht vorbei. Im Gegenteil. „Masuren“, schreibt Kossert, „fiel als erstes deutsches Gebiet in sowjetische Hände. In aller Brutalität entfaltete sich hier die Rache der Opfer, die Rache der Soldaten, deren Heimat Schauplatz der verbrecherischen nationalsozialistischen Politik gewesen war. Da die Marschbefehle der NSDAP-Kreisleitungen zu spät eintrafen, gelang nur einem Bruchteil der Masuren die Flucht in den Westen.“ Und weiter: „An den Masuren wurde grausame Rache geübt. Männer im wehrfähigen Alter, die als Zivilisten die Trecks begleiteten, wurden herausgegriffen und erschossen. Frauen, Kinder und Greise starben qualvolle Tode. Die Straßen waren gesäumt von gebrochenen Wagen, toten Tieren, zerschossenen Panzern, Mobiliar, das von den Wagen geworfen worden war, und von Toten: Säuglingen, die auf der Flucht erfroren, Alten, Verzweifelte, die angesichts der Strapazen und der drohenden Niederlage ihrem Leben ein Ende setzten. Grauen und Tod lag über den masurischen Städten, um die noch gekämpft worden war.“ Wer überlebte, dem drohte die Deportation, Mädchen und Frauen wurden massenhaft vergewaltigt.

Auf die Germanisierung schließlich folgten in der Nachkriegszeit Polonisierung und Kollektivierung. Auch in Polen wurden die Masuren nach 1945 stets als Bürger zweiter Klasse behandelt – zu groß war der Hass auf Deutschtum und Protestantismus. Noch nach Abschluss der Ostverträge mit der Bundesregierung zu Beginn der siebziger Jahre verließen 55 227 Masuren und Ermländer das Land, was in einem Masuren quasi ohne Masuren resultierte. „Was die Preußen in mehr als 400 Jahren nicht geschafft haben“, kommentierte ein polnischer Historiker die Masurenpolitik der eigenen Regie-

„das haben wir in Polen in einer Generation geschafft, nämlich aus den Masuren bewusste Deutsche zu machen.“

Ähnlich kommt Andreas Kossert am Ende seines Buches zu dem Schluss: „Ohne Zweifel hat das 20. Jahrhundert die über sechshundertjährige Geschichte Masurens hinweggefegt. Masurens vornationale Ethnie passte nicht in das ideologische Wunschbild vom ethnisch homogenen Nationalstaat. Ohne Verständnis für die besondere Lage, die in dieser Grenzregion über Jahrhunderte entstand, walzten deutscher und polnischer Nationalismus alles nieder, was masurisch war. Germanisierung oder Polonisierung, das waren die Alternativen, die den Masuren offen standen. Ein eigener masurischer Weg blieb ihnen verwehrt.“ Ein masurisches und doch auch ein europäisches Schicksal, das in Kossert seinen Chronisten und brillanten Erzähler gefunden hat.

Sepharden und Aschkenazim

Leid, Verfolgung und Vertreibung stehen auch am Anfang eines weiteren Buches und durchziehen es wie ein roter Faden. So deutet bereits der Name auf ihr Schicksal. *Sefarad* ist das hebräische Wort für Spanien und bezeichnet somit den Ort, von dem die Sepharden 1492 von König Ferdinand und seiner Gattin Isabella vertrieben wurden. Zwar richteten sich Reconquista und Inquisition in erster Linie gegen die arabischen Mauren, doch auch für die Juden wurde das *annus mirificus* zu einem *annus horribilis*. Wer nicht sterben wollte, musste fliehen.

Die meisten der spanischen Juden flohen in Richtung Osten – auf den Balkan, nach Griechenland, in die Levante. Kurz: in das Osmanische Reich, dessen Herrscher ihnen religiöse Toleranz, rechtliche Sicherheit und eine wirtschaftliche Perspektive gewährte – ein Umstand, der heute oftmals vergessen wird.

„Kann man einen solchen König klug und weise nennen, der sein Land verar-

men lässt und mein Reich bereichert?“, begrüßte Bajazet II. seine neuen Untertanen. Gewiss, nicht alle Herrscher waren den Juden so geneigt, und nicht immer verlief das Nebeneinander von Muslimen, Juden und Christen ohne Konflikte. Insgesamt aber konnten sich die *Sepharden* entfalten, entstanden in Städten wie Triest, Thessaloniki, Sofia, Odessa und Konstantinopel Zentren jüdischen Lebens. Und natürlich in Sarajevo, das von seinen jüdischen Einwohnern „Yerusalayim chico“, Klein Jerusalem, genannt wurde.

Einen ersten Einschnitt bedeutete das Jahr 1878, als Bosnien an die habsburgische Krone fiel. Mit den neuen Herrschern kamen neue Juden, allerdings hatten diese mit den Sepharden wenig gemeinsam. Die *Aschkenazim*, sprich die mitteleuropäischen Juden, folgten anderen Riten, vor allem sprachen sie kein Ladin oder Judeo-Español, was die Sepharden misstrauisch zur Kenntnis nahmen. Über viele Jahrzehnte blieb man sich fremd, existierten in Sarajevo in Wirklichkeit zwei jüdische Gemeinden. Sechzig Jahre später interessierte sich für solche Unterschiede niemand mehr. Der Zweite Weltkrieg sowie der Rassenwahn der Nazis und ihrer Handlanger bedeuteten das Ende jüdischen Lebens in der Stadt. Jedenfalls beinahe. Von den 14 000 Juden, die vor Kriegsbeginn in Sarajevo lebten, blieben nur etwa 900 am Leben. Der jugoslawische Vielvölkerstaat, der sozialistische obendrein, trug wenig dazu bei, diese Zahl wesentlich zu erhöhen.

Den endgültigen Niedergang der sephardischen Kultur aber markierte das Jahr 1992. Genau 500 Jahre nach dem Exodus der Juden aus Spanien wurde Sarajevo zum Zentrum eines blutigen Bürgerkrieges. Der jüdische Friedhof, der von den Einwohnern in den Jahren zuvor fast vergessen worden war, wurde – aufgrund seiner geografischen Lage – zu einem Hinter-

halt für Scharfschützen. Die Kugel, die am 5. April die junge Medizinstudentin Suda Dilberovic, das erste Todesopfer des Konfliktes, aus dem Leben riss, kam just aus dieser Richtung. Da die Juden keiner der verfeindeten ethnischen Gruppen angehörten, ließen diese sie ziehen. Unter dem Schutz der UNO floh die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Sarajevos aus der Stadt. „Die Juden gingen, weil es für sie keinen Sinn hatte, dort zu bleiben, wo der Nationalismus regierte. Sobald Bosnien als Staat der vielen Völker zerstört wurde, konnten sie, die kleinste Bevölkerungsgruppe, die auf das friedliche Zusammenleben der anderen angewiesen war, hier keine Zukunft mehr haben.“

Nun, einige Jahre später, begab sich der bekannte österreichische Essayist Karl-Markus Gauß auf Spurensuche. In dem noch immer vom Krieg gezeichneten Sarajevo suchte er die Orte ehemaligen jüdischen Lebens auf. Einige hoffnungslos verfallen, Ruinen, Schatten ihrer selbst; andere erhalten, doch ohne Leben. Und er unterhielt sich mit den Menschen, die trotz allem geblieben sind, für die Flucht keine Perspektive war, die Hoffnung dennoch keine mehr haben. „Ich schaue nicht zurück, immer vorwärts: And my history goes cemetery“, wie es einer der 68 Verbliebenen ausdrückt. Kein Reisebericht, keine Zustandsbeschreibung, kein Ausflug in die Vergangenheit. Dabei ist ein Text entstanden, der all dies verbindet und doch gleichzeitig so viel mehr ist. Ein letzter Blick auf eine Kultur, einst reich und erfüllt mit Leben, heute mit einer mehr als ungewissen Zukunft. Die sterbenden Europäer. Unnötig hinzuzufügen, dass Gauß ein zutiefst melancholisches Buch geschrieben hat.

Neben den Sepharden hat der Autor die Gottscheer Deutschen in Slowenien, die Arberesche in Kalabrien, die Sorben in Sachsen und Brandenburg sowie die Aromunen in Mazedonien besucht. Mitsamt

kleine Völker, die sich im Laufe der Jahrhunderte neben großen Nachbarn zu behaupten hatten. Gauß mag die Menschen, über die er schreibt. Er hat sie begleitet – nach Hause, in Gaststätten, an abgelegene Orte –, mit ihnen diskutiert, sich mit ihrer Geschichte und ihrem Schicksal auseinander gesetzt. Kurz: Er nimmt sie ernst, besonders jetzt, wo es mit ihnen zu Ende zu gehen scheint.

Trotz der Nähe aber bewahrt Gauß Distanz. Ein scharfer Beobachter, der sich von seinem Mitgefühl nicht verleiten lässt. „Jede Minderheit droht im Stolz auf den kleinen Unterschied zu verknöchern und ihrer Identität nur mehr in dem innezuwerden, was bei ihr anders ist [...] Noch das Enge, Zwanghafte, Bornierte muss dann gehütet werden [...] weil es das Eigene ist, das es in jedem Falle zu bewahren und unbeesehen zu verteidigen gilt.“ Der letzte Blick soll ein ehrlicher, ein wahrer sein.

So unterschiedlich die geschilderten Schicksale sind, in ihnen allen spiegelt sich die Geschichte des Kontinentes. Gauß zeigt das Allgemeine im Besonderen. Sarajevo, Symbol für die Selbstzerfleischung des Kontinentes, ist ein Beispiel von vielen. Immer hatten die Kleinen unter dem Streit der Großen zu leiden, wurde ihr Schicksal an fernen Orten bestimmt. Einfluss hatten sie selten. Früher genauso wenig wie heute. Überhaupt muss, wer Gauß liest, bezweifeln, dass Geschichte und Fortschritt auch nur irgendwie miteinander in Verbindung stehen. „Nein, nationale Staaten, die den freien Verkehr von Gedanken und Gütern behinderten, waren nichts für die Aromunen. Was ihnen, orthodoxen Christen, das islamische Reich gewährt hatte, wurde ihnen von dessen christlichen Nachfolgestaaten sogleich entzogen. Was sie von den europäischen Institutionen heute fordern, ist nichts anderes als das, was ihnen schon das Osmanische Reich nicht ver-

wehrte: die Anerkennung, dass es sie gibt, das Eingeständnis, dass es gut ist, dass es sie gibt, und das Versprechen, dass man sie in ihrem Bestreben, dass es sie auch weiterhin gebe, unterstützen werde. So bescheidene Ziele, so viel Eifer, sie zu nichte zu machen.“ Ob es ein Zufall ist, dass Gauß' Buch in den Bergen Mazedoniens endet?

Ein trauriges, ein melancholisches Buch. Und doch von einer unendlichen Schönheit. „Den Ort der Zerstörung bewohnten fröhliche Leute. Sie wandelten zwischen Trümmern und pflegten ihre Blumenbänke. Sie mussten, wenn sie sich besuchten, an Ruinen und Schutthaufen vorbei, aber in ihren Gärten sprossen die Rosen.“ Wem Europa am Herzen liegt, sollte dieses Buch gelesen haben.

Das unterworfenen Europa

„Das imposante Gebäude der europäischen Zivilisation ist aufgebaut auf den Knochen zahlloser besiegt europäischer Völker. Wenn wir heute von Europa sprechen und zu ergründen versuchen, worin die Sendung dieses ruhmreichen, großen und uns so teuren Kontinents besteht, dürfen wir nicht vergessen, dass es zwei Europas gibt. Neben dem klassischen westeuropäischen, museal-grandiosen, historisch-pathetischen Europa lebt noch ein zweites, das bescheidene, in die Ecke gedrängte, seit Jahrhunderten immer wieder unterworfenen periphere Europa der östlichen und südöstlichen europäischen Völker. Dies sind die Völker im Baltikum, im Donau- und Karpatenraum und auf dem Balkan, denen es

bestimmt ist, nicht innerhalb der europäischen Mauern zu leben, sondern antemural, eine Art Glacis bildend gegen die osmanische und mongolische Gefahr und gegen alle anderen Bedrohungen militärischer und politischer Art.“ Diese Sätze stammen von dem Kroaten Miroslav Krleža. Notiert hat er sie zu Beginn des vergangenen, des 20. Jahrhunderts. Einhundert Jahre später obliegt ihnen noch immer eine bezeichnende Aktualität.

Doch auch die Vision des einen, des geeinten und friedlichen Europa lebt weiter. Anlässlich der Verleihung des Karlspreises der Stadt Aachen im vergangenen Jahr sagte György Konrád: „Die Herausbildung einer europäischen Nation am Ende des zweiten Jahrtausends ist nicht weniger bedeutsam als die Entstehung des christlichen Europas ausgangs des ersten Jahrtausends.“ Auf drei Seiten vom Meer begrenzt, gebe es für den Kontinent nur eine Form der Expansion: die Integration. Die Europäische Union biete Schutz vor alten Dämonen, setze den jahrtausendealten, blutigen Kämpfen zwischen Völkern und Nationen ein Ende. Und: Vereinigung heiße nicht Verschmelzung. Europas Wirklichkeit ermutige zu einer respektvollen und differenzierten Anerkennung der Vielfalt und Verschiedenartigkeit: „Erproben wir“, rief Konrád seinen Zuhörern zu, „die europäische Dialektik von westlicher Schnelligkeit und östlicher Langsamkeit, bezeugen wir den unvergänglichen und unübertrefflichen Werten, dem Seltenen und dem Persönlichen unsere Achtung.“ Karl Schlögel, Andreas Kossert und Karl-Markus Gauß haben just das getan.

Karl Schlögel: Promenade in Jalta und andere Städtebilder, Carl Hanser Verlag, 2001.

Andreas Kossert: Masuren. Ostpreußens vergessener Süden, Siedler Verlag, 2001.

Karl-Markus Gauß: Die sterbenden Europäer, Paul Zsolnay Verlag, 2001.

Karl Schlögel: Die Mitte liegt ostwärts, Carl Hanser Verlag, 2002.

Karl-Markus Gauß: Mit mir, ohne mich. Ein Journal, Paul Zsolnay Verlag, 2002.